

Tom Zausner

Der Schatten des Phönix

Buchbeschreibung:

Auf der Flucht vor seinem eigenen Schatten gerät der Jungphilosoph David Emmanuel in den Einfluss eines mysteriösen magischen Geheimbundes und verfängt sich in den alten Verstrickungen seiner Vorfahren mit dem Schicksal. Um sich von dem Fluch zu befreien, muss er nicht nur das dunkle Geheimnis seiner Familie, sondern auch jenes seiner eigenen, vergangenen Leben lüften und eine Entscheidung treffen, die ihn teuer zu stehen kommen kann.

1. Auflage, 2020

© 2020 Tom Zausner – alle Rechte vorbehalten.

ISBN:

978-3-99093-996-3 (Paperback)

978-3-99093-997-0 (Hardcover)

Gestaltung der Titelseite, Illustration und Satz: Tom Zausner

Lektorat: Mag. Marie Schreckenstein

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Tom Zausner

Der Schatten des Phönix

Igne Natura Renovatur Integra

Inhaltsverzeichnis

Prolog: Die Sünden der Väter	7
Scheingefechte	18
Das brennende Pferd	27
Der Kolben	41
Im Schein der Flammen	76
Der Orden und die Stiftung	104
Puppenspiel	133
Die Stimme des Toten	161
Der Tanzende Zigeuner	176
Parktoiletten-Blues	189
Verbotene Früchte	205
Tee und Hörnchen	221
Der Hüter der Schwelle	246
Café Shambala	279
Feuer und Wasser	294
Die Beichte	308
Hinab den Brunnen	327
Höllenfahrt	359
Sandmanns Spanischer Stiefel	389
Das Auge des Zyklons	410
Erwachen	445
Die Hand an der Wiege	458
Nerlaghtath	472
Das letzte Gefecht	500
Elysium	527
Epilog: Keine halben Sachen	554

Prolog: Die Sünden der Väter

Irgendwann in einem der finsternen Jahrhunderte des Mittelalters geschah es, da in einer gleichermaßen wettermäßig wie auch seelisch ziemlich windigen Nacht ein von tiefen Zweifeln verfolgter, äußerst heimlicher und ganz spezieller Attentäter zögerlich sein eigenes Haus betrat, um reinen Tisch darin zu machen.

Prometheus seufzte tief auf, jedoch nur innerlich und lautlos, damit er sich nicht mit einem plötzlichen, lauten Ausstoßen seines von Anspannung und Selbstvorwürfen gequälten Atems verriet und alles zunichtemachte. Lump! Verräter! Hinterhältiger Feigling!, schalt er sich selbst, gebunden an die Notwendigkeit und Eile seiner bevorstehenden Missetat, mochte sie ihm auch noch so unmännlich und heimtückisch erscheinen.

Die schmale Schatulle wog in seiner schuldbewussten Hand mehr als einen Zentner für jedes tatsächliche Gramm, das sie enthielt; zudem schien es, als würde das vermaledeite Ding seinen ganzen Arm solange mit Gewalt nach hinten zwingen, wie er es in den Fingern hielt.

Noch war Zeit, es wegzuhauen, es bleiben zu lassen, überhaupt alles zu vergessen, was auf irgendeine Weise Teil der ganzen Misere war und weiter zu leben, als ob nichts geschehen und alles im Reinen wäre ... doch das lag nicht im Bereich des Möglichen, wie ihm peinsam bewusst war. Die Entscheidung war

schon längst einstimmig getroffen worden und das höchst zweifelhafte Privileg, den Judaskuss zu überbringen, hatte von Anfang an auf niemanden anders fallen können, als auf ihn.

»Liebling!«, rief jemand aus einem der Zimmer des Hauses, hinter einer hohen, kunstvoll verzierten Doppeltür am Ende eines breiten Flurs, als Prometheus die Eingangspforte endlich durchschritten und hinter sich verschlossen hatte. Um nicht etwa gar Argwohn zu erwecken, schritt er rasch zu eben jener Doppeltür weiter, öffnete sie und betrat den dahinter liegenden Raum mit einem falschen, aber ungemein glaubwürdigen Ausdruck der Freude auf dem ebenso unecht lächelnden Gesicht.

»Da steckst du ja!«, rief die Sprecherin mit einer lebhaften, mehr ungeduldigen, als euphorischen Stimme vom anderen Ende des großen Zimmers aus.

Nerli trat schnell durch den Raum, jung, strahlend, und wie der deutlichen, beinahe reifen Wölbung ihres Bauches zum Trotz, geladen mit fulminanter Lebensenergie. Das feuerrote Haar wallte wie in einer plötzlich aufgestiegenen Brise, als sich Prometheus' schwangere Gattin bewegte.

Schnell und begeistert begrüßte sie den Heimgekehrten mit einem munteren Schwall von Worten: »Schön, dass du schon so früh zurück bist! Wie ist es gelaufen? Was haben sie gesagt? Ach, was hast du denn da in der Hand? Ist das für mich?« – quirlig und beinahe so, als ob keine einzelne Frage bedeutender oder unwichtiger war als die anderen.

Prometheus präsentierte ihr die perfekt vorbereitete Maske des treu verbündeten Ehemannes und Mitverschworenen (eine Maske, die vor nicht allzu langer Zeit Realität gewesen war) und schob dabei die Schatulle noch weiter hinter seinen Rücken. Der vermeintlich spielerische Widerstand reizte Nerli nur umso

mehr; flinker, als man es für möglich halten konnte, schnappte sie nach dem Päckchen, zog die Hand aber gleich wieder zurück, als sie sich inmitten ihrer Handlung etwas Anderen besann. Erneut stürmte sie voller Neugier auf ihn ein: »Sag schon, was haben sie gesagt? Seid ihr zu einer Einigung gekommen?«

Prometheus hatte ihre Beharrlichkeit in dieser Angelegenheit vorausgesehen; daher blieb seine Maske weiterhin ohne jede Schwankung aufrecht, und hinzugesellte sich ein leichter Ausdruck der Verachtung gegenüber einem gemeinsamen Feind, als er, scheinbar irritiert, antwortete: »Nun, wir brauchen zu keiner Einigung zu kommen. Diese Leute ...« (diese Leute, dachte er, in deren Auftrag ich nun den Verräter spiele) »... haben weniger mit uns gemein, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Genau genommen, war es ein Fehler, jemals mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.«

Das wirkte so verdammt echt, dass er sich selbst damit hätte täuschen können. Die Macht dieser aalglatten Lüge, der Nerlis mögliche und wenn, dann durchaus berechtigte Zweifel nichts entgegenzusetzen vermochten, zog ein unangenehmes, bitteres Gefühl mit sich, das er sogleich in seine geistige Rumpelkiste packte – konserviert für jene Stunde, zu der er sich damit befassen würde.

Nerli wirkte überzeugt, denn ein leichter Anflug von Triumph und auch ein guter Teil Schadenfreude hatten sich in ihr ansonsten warmes Lächeln gemischt, als sie sich plötzlich abwandte und ihm voraus durch eine weitere Tür zu einer gepolsterten Bank im nachfolgenden Raum schritt. Als Prometheus stehen blieb, um der Dame des Hauses das Vorrecht, sich als Erste zu setzen, nicht zu rauben, nutzte sie den Moment

und schnappte wieder flink hinter seinen Rücken nach dem mitgebrachten Geschenk.

Prometheus übte wenig Gegenwehr, gerade genug für ein kurzes, neckisches Spiel, und überließ Nerli schließlich ergeben ihre Beute. Rasch entfernte sie die kunstvoll angebrachte Schleife, drückte den Knopf des winzigen Verschlusses in die Schatulle und klappte den kleinen Deckel nach oben.

Das kurze, hektische Spiel ihrer Mimik, das Nerli beim Anblick des bloßgelegten Präsents nicht vermeiden konnte, wirkte auf Prometheus, dem es nicht entgangen war, beinahe Abscheu erweckend fremdartig; dennoch verzog er keine Miene. Nach einigen Momenten gebannten Frohlockens hob Nerli, mit einem unheimlichen, befriedigt wirkenden Lächeln im Gesicht die schlichte, silberne Kette, von deren Mitte das goldene Emblem eines in Flammen gehüllten Phönix baumelte, aus der Schachtel empor und strahlte.

»Oh, Prometheus, du hast ihn bekommen! Einen echten Fokus der Adepten! Jetzt kann ich ... ewig leben!«, stieß sie freudig aus, während ihr Blick einzig und allein an dem mit einem blutroten Rubin besetzten Auge des funkelnden Vogels zu hängen schien.

Prometheus setzte sich neben sie auf die Bank. Während er sich betont familiär die Poulaines, die immer noch seine Füße drückten, auszog, erklärte er beiläufig: »Nun, ich dachte, wenn ich gehe und mit dem Pack hohler Wirrköpfe Schluss mache, dann nehme ich mir noch ein Abschiedsgeschenk mit, für all die Jahre des guten Dienstes und so. Nicht, dass ich es ihnen an die Nase gebunden habe.«

»Und jetzt gehört er mir!«, rief Nerli selig aus und drehte sich mit der Kette und dem Phönix im Kreis. »Ich werde ein Mensch

sein und ewig leben, kein Tod wird für mich von langer Dauer sein! Die Welt wird mir zu Füßen liegen!«

Um ein Haar wäre Prometheus versucht gewesen, sie zu stoppen, ihr entgegenzurufen: Tu es nicht, leg das Halsband nicht an! – ihr zu enthüllen, dass es nicht zu ihrem Triumph, sondern als das Mittel ihres Verderbs gedacht war. Doch Nerlis offen zur Schau gestellten Visionen, die, wenn man sie wörtlich nahm und ihre Folgen bedachte, weitaus Schrecklicheres beinhalteten, als es für einen Uneingeweihten den Anschein haben mochte, brachten ihn wieder zurück auf den schmalen Pfad des wackeligen, aber notwendigen Planes, den er gemeinsam mit den anderen Mitgliedern des ehrwürdigen Ordens geschmiedet hatte. Ein Abschiedsgeschenk?, dachte er. Ja, Liebes, aber nicht für mich.

»Oh Schatz, ich bekomme den verdammten Verschluss nicht zu!«, unterbrach sie seine wohl verborgenen Gedanken und fummelte unbeholfen an ihrem Nacken herum.

Nun war es so weit, dachte er. Zum ersten Mal an diesem Abend bewegten sich seine Gedanken zu ihrer beider Kind, das ungeboren in Nerlis Schoß schlief, jetzt, da der magische Verschluss noch nicht geschlossen und der Prozess noch nicht in Gang gesetzt worden waren.

Ihr Kind – ihr Sohn – weilte vielleicht erst vier Monate in Nerlis Bauch unter ihnen und war dennoch von Größe und Ausprägung seiner Formen her bereits ein kleiner Mensch, der sich kurz vor der Geburt befand; gerade ein Monat oder so mochte noch fehlen. Prometheus würde die Priester und die restliche profane Welt über dessen wahres Alter belügen müssen, sonst würde der klerikale Mob einem solchen Teufelkind womöglich, oder vielmehr: mit ziemlicher Gewissheit Gewalt

antun, der Vilenzer Souveränitätscharta von 1121 A.D. zum Trotz.

Dabei war nicht einmal sicher, ob das Kind die Geburt, oder wie immer es eben ablaufen mochte, überleben würde. Bruder Rataharu hatte zwar wiederholt versichert, dass der Wächter seinen Sohn beschützen und am Leben halten würde, denn das war ja überhaupt der Gedanke hinter den besonderen Vorkehrungen ihres Planes (oder zumindest der bedeutsamste), doch wirkliche Gewissheit darüber hatte sich bei Prometheus bis jetzt nicht eingestellt.

Nun jedoch war der Moment zum Handeln da, der einzige, den sie jemals bekommen würden, und erlaubte keinerlei weitere Überlegungen mehr. Jegliche diesbezügliche Entscheidung war schon längst gefallen.

Mit Händen, die äußerlich so ruhig waren, wie sie innerlich zitterten, griff er rasch hinter Nerlis Nacken nach dem Verschluss der silbernen Kette und fügte die Teile, auf die es ankam, ineinander. Dann sprach er ein leises, aber schicksalsschweres Wort über das Geschmeide.

Der Verschluss verschwand aus der Reihe. Er hinterließ nicht etwa ein Stück leeren Raum und zwei offene Enden, sondern drei simple, von den anderen nicht zu unterscheidende Kettenglieder, und schloss damit den magischen Kreis.

Nerli stieß einen überraschten, erstickten Schrei aus, als hätte er sie plötzlich am Hals gepackt und zu erwürgen begonnen, und fuhr sich mit den eigenen Händen an die Kehle; doch schien es ihr unmöglich zu sein, die verräterische Kette anzufassen.

Mit einem panischen, ungläubigen Blick in den Augen – ein Blick, den er in seinen wer weiß, wie vielen Leben nie wieder vergessen würde – wirbelte sie zu ihm herum.

Prometheus war jedoch bereits aufgestanden und zwei Schritte zurückgetreten, die Hände nicht um Nerlis Kehle, sondern, seitwärts herabhängend, zu hohlen Fäusten geschlossen, in denen jetzt kleine, bläuliche Blitze sich aufladender Magie zuckten. Während er sich auf das Schlimmste vorbereitete, verriet sein Gesicht nun all die Schuld und Angst, die es zuvor so penibel verborgen hatte.

»Du ... bist ... gar nicht ... ausgetreten!«, keuchte Nerli würgend hervor, als ob sich das scheinbar doch locker und unbeweglich an ihrem Hals hängende Geschmeide tatsächlich wie eine Garotte um diesen zusammengezogen hätte. Ihr vor Grauen weit aufgerissener Blick klagte ihn an, drang durch seine Aura, verbrannte sein Herz. Jetzt, da es nichts mehr zu verbergen gab, konnte sie darin lesen, welches Schicksal ihr zugeschlagen war.

»Du ... erbärmlicher ... Verräter!«, keuchte sie, halb kreischte sie, und streckte eine ihrer Hände nach ihm aus, die andere nach dem fatalen Halsschmuck tastend.

Nerli versuchte von der Bank, auf der sie immer noch saß, aufzuspringen, brach dabei jedoch zusammen, sackte zu Boden und blieb dort bäuchlings liegen, zuckend und zappelnd, den bebenden Kopf auf die linke Seite zu Prometheus gedreht.

Seine Eingeweide schienen sich zu verkrampfen, sein Herz drohte ihm zu stocken, wissend, was er ihr angetan hatte und ohne irgendetwas, das er Nerlis berechtigter Anklage entgegenzusetzen hatte ... Nichts, außer vielleicht: Es ist besser so?

»Du verdammter Idiot.«, sagte Nerli nun mit einer anderen, nicht mehr keuchenden oder würgenden Stimme. Diese neue Stimme klang rau und zischend wie das Fauchen eines in einen Topf gesperrten Feuers.

»Du hättest alles haben können, alles hätte ich dir besorgt; jeden Titel, jedes Amt, jedes Vermögen, wenn du mir nur vertraut hättest. Aber stattdessen ziehst du den Rat und die Gesellschaft dieser abgekühlten alten Furze vor, die sich einen Orden nennen. Glaubst du, du kannst mich so einfach entsorgen wie einen kranken Hund?«

Daraufhin erhob sie sich mit einer unheilvollen, neuen Kraft, die ihr aus unsichtbaren Quellen einzuströmen schien, vom Boden. Ihr vormals mädchenhaftes Antlitz hatte sich ganz und gar in eine wilde, dämonische Fratze überschäumenden Hasses verwandelt. In den Höhlen ihrer Augen loderten hellrote Flammen; Rauch trat unter ihren Kleidern hervor, und ihr langes, kupferfarbenes Haar wallte und wehte wie ein außer Kontrolle geratenes Lagerfeuer, als sie ihre Hände – glühten sie tatsächlich? – nach Prometheus streckte und sich einen Schritt auf ihn zu bewegte.

»Wenn das mein Ende sein soll,«, zischte sie, bereits ganz nahe, »dann fahren wir gemeinsam zu Hölle! Wir alle drei!«

Prometheus rührte sich nicht vom Fleck, doch das Blitzen und Funkeln der in und um seine Fäuste wirbelnden Magie reflektierte den Respekt vor der Gefahr, die von Nerlis ins Unermessliche wachsendem Zorn ausging. Bei den Worten »Wir alle drei!«, wanderte sein Blick unwillkürlich zuerst zu ihrem Bauch, dann zu dem Phönix an ihrem Hals. Was war mit dem Wächter? Was hielt ihn auf?

Nerli folgte seinen Blicken und hielt dann entsetzt inne, als sie deren Sinn verstand. Erneut versuchte sie, die Kette um ihren Hals zu packen, aber der darin eingeschlossene Wächter hatte endlich begonnen, den letzten und wichtigsten Schritt aus seiner Instruktion einzuleiten.

Von einem Moment auf den anderen ging Nerli vollständig in Flammen auf. Wie eine menschliche Fackel stand sie zuerst noch aufrecht im Zentrum des Raumes, bevor sie sich kreischend auf Prometheus warf und gleich wieder zurückprallte, als wäre sie mitten im Sprung an das Ende einer unsichtbaren Leine gelangt. Auf allen vieren kam sie auf, einem Raubtier gleich und die an ihr fressenden, lodernden Flammen scheinbar Lügen strafend, erneut zum Sprung bereit.

Prometheus hingegen stand immer noch am selben Fleck und ließ schweigend einen Teil der in seinen Händen gesammelten Energie in die Wirklichkeit des Zimmers fließen, sodass es trotz Nerlis Hitze kein Feuer fing. Den Rest seiner Kraft hielt er, wie er instruiert worden war, für einen vernichtenden Schlag zurück, falls dieser trotz aller Vorkehrungen notwendig werden sollte; einen Schlag, der sie beide, Nerli und ihr Kind, töten würde. Es war seine inständige Hoffnung, dass es nicht so weit kam.

Nerli jedoch sprang nicht mehr. Schließlich hatten sich erste Spuren des wilden, an ihr zehrenden Brandes gezeigt, denn sie schrumpfte, als sich Schicht um Schicht ihres Seins in kohlschwarzen Rauch auflöste, der den lodernden Feuerteufel von allen Seiten wie eine dunkle Aura umgab.

Als der hell glühende, menschenähnliche Kern in der schwarz-roten Wolke aus Flammen und Brodem etwa die Maße einer Zehnjährigen erreicht hatte, stieß das sich windende Wesen noch einmal seinen ganzen Hass in Prometheus' Richtung hervor: »Ich verfluche dich, Prometheus! Ich verfluche dich und dieses Kind, und all seine Kinder und Kindeskinder! Du glaubst, du hast gewonnen?

Mein Sohn soll mich rächen! Mutterlos soll er auf ewig sein, und du an ihn gebunden, Leben für Leben, Tod für Tod, du, und dein verdammter, feiger Orden! Ich verfluche euch alle!«

Danach schien sich die flammende, auf dem Boden kauernde Gestalt scheinbar noch einmal für ein letztes Aufgebot zu sammeln, brach aber schließlich endgültig zusammen, als die wütenden Flammen nun auch die letzte Bastion Nerlis verbleibender Willenskraft niedergebrannt und sie zu Fall gebracht hatten.

Nerli war verschwunden und nur schwarzer Rauch füllte den Ort, an dem sie sich noch kurz zuvor befunden hatte.

Immer noch angespannt und nervös starrte Prometheus auf die mehr und mehr, von außen nach innen her abnehmenden Schwaden. Wo war bloß ... ?

Irgendwo, verdeckt vom dichten Rauch und tief unten am Boden, hörte er wie zur Antwort das spuckende, würgende Husten eines ganz kleinen Kindes, gefolgt von einem zuerst wimmernden, dann plötzlich lauter werdenden Geplärr. Ohne auf die restlichen, zur Vorsicht dienenden Instruktionen seiner Meister zu achten, stürzte er nach vorne und auf den Boden, mit den Händen nach der Quelle der Laute greifend, und vertrieb dabei die letzten, würgenden Schwaden.

Als er wenig später hochkam, hielt er seinen kleinen Sohn in den Armen, nackt, plärrend, und immer wieder hustelnd und spuckend. Die Kette, das Verhängnis seiner Mutter, war aus der allgemeinen Realität verschwunden. Nur ein kleines Zeichen an der Brust des Neugeborenen schien daran zu mahnen – ein roter Fleck, in der Gestalt eines ...

»Phönix.«, flüsterte Prometheus dem strampelnden Kind ins Ohr, und sofort, wie durch ein Zauberwort, beruhigte es sich,

hörte auf zu weinen und lag ganz still in den Armen seines Vaters, die leuchtend blauen Augen weit geöffnet und auf ihn gerichtet.

»Mein kleiner Phönix.«

Scheingefechte

»*Cogito* ergo sum. Ich denke, also bin ich. Ergo sum. Wussten Sie, dass das Wort >also<, mit Betonung auf >so< nicht nur ursächlich, sondern auch im Sinne von >auf diese Weise<, also beschreibend, gebraucht werden kann? Nun, früher zumindest, zur Zeit der ersten Übersetzung dieses Textes in unsere Sprache ...«, holte Professor Lendorff aus, und lugte über die Ränder seiner Brille hinweg in das Auditorium Minimum.

Die eigentliche Bezeichnung des Hörsaals lautete 2H, und der Spitzname »Auditorium Minimum« bezog sich auf den Mangel an Raum in jenem Hörsaal, der lediglich zu groß gewesen war, um als Waschraum oder Besenkammer vergeudet zu werden. Jedenfalls blieb zirka dreieinviertel der anwesenden Studenten nichts anderes übrig als den Vortrag vom Gang aus mitzuverfolgen, denn selbst der Platz mitten in der Tür war belegt.

Einer der knapp dreißig Arme erhob sich aus der Menge. »Verzeihung, Herr Professor, aber der Urtext ist doch in Latein – da wäre >ergo< doch kaum direkt mit >also< zu vergleichen, jedenfalls nicht im erwähnten Sinne ...«

»Es mag sein, dass Descartes bei seinen in Latein verfassten Erörterungen keine Rücksicht auf eventuelle Übersetzungen seiner Worte und deren sich neu ergebende Bedeutungsmöglichkeiten nehmen konnte«, gab Professor Lendorff etwas

zerknautscht zurück, fand dann aber doch seine vorige, heiter-nüchterne Stimme wieder. »Worauf ich jedenfalls hinaus wollte, ist die Fülle an Bedeutungen, die in diesem scheinbar so einfachen Satz verborgen liegt. Der Einschub des >Also< sollte Sie zum Denken anstoßen. Descartes könnte zum Beispiel nebenbei auch gemeint haben: >Ich denke, und genauso, auf diese Weise, bin ich<, also dass ich, sobald ich bin, gar nicht anders kann als zu denken, weil dies die Eigenschaft des Menschen zu sein scheint.«

»Aber zu erkennen, dass der Mensch denkt, hätte es doch keinen Philosophen gebraucht ...«, erhob sich eine andere Stimme. »Wenn wir nicht dächten, dann wären wir ja gar nicht hier in diesem Hörsaal.«

»Nein, natürlich nicht. Wir würden dann wahrscheinlich noch in unverseuchten Bäumen hocken und Vogelnester plündern.«, gab Professor Lendorff lächelnd zurück und beschloss, dass dieser Punkt zu Gunsten der spärlichen, verbleibenden Zeit zu einem Ende kommen musste. Dennoch widerstrebte es ihm als eingefleischtem Philosophen, die vorangegangene Diskussion offen und unbearbeitet bleiben zu lassen.

»Aber was impliziert dies für uns, dass der Mensch denken muss?«, stellte er seine sanfte Stimme gegen das leise Gemurmel, das am Ende jeder Stunde anzuheben pflegte, und warf einen etwas ermüdeten Blick auf seinen Assistenten. »David, seien Sie so freundlich und notieren Sie dies bitte für das nächste Konversatorium.«, sagte er, und ein flinker Kugelschreiber huschte über einen empfangsbereiten Schreibblock.

Als Assistent Professor Ignatius Lendorffs war es Davids Aufgabe, das nachmittägliche Konversatorium zur Vorlesung zu

leiten, wobei er die am Vormittag auftretenden Fragen und Anregungen als mögliche Diskussionsthemen notierte.

David Emmanuel war Mitte zwanzig und von durchschnittlicher Figur, nicht klein, nicht hager, weder dick noch dünn. Er trug schwarze Jeans und einen ebensolchen Pulli, aus dem sein Kopf mit kurzem, flammend rotem Haar hervorblieb wie die Spitze eines Streichholzes. Zwei schmale Rechtecke, die zusammen eine Brille ergaben, saßen scheinbar wie von selbst vor seinen Augen; die Bügel waren so gut wie unsichtbar.

Davids derzeit schweigsame Haltung täuschte jedoch – wehe, so wussten seine Kommilitonen, wenn er einmal auf eine Runde diskussionsfreudiger Philosophen losgelassen wurde! Doch selbst »Profane« wussten seinen Hang zu intellektuellen Streitgesprächen zu fürchten – eigentümlicherweise schien er es immer zu schaffen, das letzte Wort und damit auch noch recht zu behalten (dieser Eindruck hielt in jedem Falle zumindest so lange an, wie auch er, David, zugegen war). Und wenn er doch nicht recht damit hatte, war es meist zu schwierig, seiner Argumentation das Passende entgegenzusetzen.

Im gegenwärtigen Augenblick, wie auch sonst, wenn er Professor Lendorffs Vorlesung als dessen Assistent beiwohnte, war er zum Wohle Aller schweigsam mit Luchsohr und Adlerauge auf den Professor und dessen Studenten konzentriert, um Material für den Nachmittag zu sammeln.

»Descartes vordringlichstes Anliegen«, hob der Professor ein letztes Mal an, »war immer die Frage nach der Realität, besser noch, was überhaupt verbindlich als real angesehen werden kann. Als Ausgangspunkt seiner Suche diente ihm dazu der Umstand, dass man denkt – denn dies liegt jenseits jeder möglichen